

Der Mörder als Pfleger

Was passiert mit dementen Häftlingen? Ein amerikanisches Gefängnis geht neue Wege.

Von Claas Relotius, Reportagen, Nr. 9, 03/2013

Es begann schleichend. Die anderen merkten es erst gar nicht, er selbst vielleicht am allerwenigsten, und eines Tages schien er ein anderer Mensch zu sein. Zuerst legte er beim Pokern ab und an so seltsame Blätter oder machte beim Schachspiel so anfängerhafte Fehler, als folge er seinen ganz eigenen Regeln. Dann stellte er immer häufiger dieselben Fragen, nur um die Antworten darauf manchmal schon Augenblicke später wieder zu vergessen. Eines Abends kippte er im Speisesaal die Milch über sein Essen und bemerkte lächelnd, es sei allerhöchste Zeit, die Blumen nun endlich zu giessen. Und irgendwann wollten ihn die anderen Häftlinge sogar dabei beobachtet haben, wie er im Duschaum auf einem Stück Seife kaute, anstatt sich damit zu waschen.

Mittlerweile glaubt Ronald Montgomery, den alle nur siezen und Mr. Montgomery nennen, weil er selbst seinen eigenen Vornamen vergessen hat, in einem riesigen Vergnügungspark zu leben. Und nicht in der berühmten California Men's Colony, diesem von nichts als Bergen und Brachland umgebenen Hochsicherheitsknast nahe der kalifornischen Kleinstadt San Luis Obispo, in dem er, 74 Jahre alt, seit vier Jahrzehnten als einer der schlimmsten Gewaltverbrecher der Vereinigten Staaten von Amerika einsitzt.

Die kargen, schmalen Zellen hier sind für ihn bloss Warteräume, die finsternen, nach Linoleum riechenden Gefängnisflure erscheinen ihm wie ein unterirdisches Tunnellabyrinth, und Wärtern begegnet er meistens wie strengen Sicherheitsleuten, denen man ab und an ein Ticket vorzeigen muss. All das ergibt Sinn in seiner Welt. Nur die Karussells und Achterbahnen findet Montgomery nie. Dann wird er unruhig und weint und schreit so lange, bis die Männer in den dunkelgelben Hemden kommen,

ihn wie einen kleinen Jungen in den Arm nehmen, ihm behutsam über den Rücken streichen und ihn beruhigen. Montgomery ist verrückt, sagen die anderen Häftlinge, und die meisten schütteln den Kopf oder lachen hämisch, wenn sie auf dem Weg in den Gefängnishof der Reihe nach in Handschellen an seiner Zelle vorbeimarschieren und dabei einen kurzen Blick auf den dünnen Mann mit den schlohweißen Haaren werfen, der mit leerem Blick auf seiner Pritsche sitzt und wie besessen auf den ausgeschalteten Fernseher starrt.

Aber er ist nicht verrückt, er ist krank. Montgomery hat Alzheimer. Er ist einer von rund 160 000 Schwerverbrechern, die in US-amerikanischen Gefängnissen eine lebenslange Freiheitsstrafe verbüssen. Und er ist einer der jährlich mehr werdenden Langzeithäftlinge, die hinter Gittern an Formen der Altersdemenz leiden.

Etwa 5000 dieser Fälle sind mittlerweile bekannt. Vor zehn Jahren noch waren es nicht einmal halb so viele. Doch die Überalterung der Gesellschaft macht auch vor meterhohen Gefängnismauern nicht halt. Seit 1998 hat sich die Zahl der über 60-Jährigen in US-amerikanischen Haftanstalten mehr als verdoppelt, und so häufen sich längst auch die Demenzerkrankungen. Nur wie man mit so vielen Pflegebedürftigen hinter Gittern umgehen soll, das weiss man in den meisten Gefängnissen bis heute nicht.

Unter den Wärtern der California Men's Colony gibt es nicht wenige, die glauben, Montgomery wäre schon längst tot, wenn sich nicht ausgerechnet der verurteilte Doppelmörder Lazard Pretorius um ihn kümmerte. Die einen sagen, er wäre verdurstet, weil er vergessen hätte zu trinken. Die anderen behaupten, er hätte sich wundgelegen, weil er vergessen hätte aufzustehen. Die meisten sind der Meinung, er wäre «einfach irgendwann unter die Räder gekommen».

Ein kranker Mann wie Montgomery, der morgens nicht mehr weiss, welcher Schuh an welchen seiner Füße gehört, ist im harten Knastalltag ein leichtes Opfer. Schon oft hatten ihn andere Häftlinge um sein Essen betrogen, indem sie ihm einen Tausch vorschlugen und ihm im Gegenzug für eine Mahlzeit ein Bündel Geldscheine in die Hand drückten. Geldscheine, die nichts weiter waren als gebrauchte Papiertaschentücher. An anderen Tagen sorgte Montgomery selbst für Ärger, weil er

manchmal, während des Hofgangs, einfach in die Zellen anderer Insassen wanderte und seine Hose herunterzog, um sich dort zu erleichtern. Es gab Häftlinge, die ihm dann an die Gurgel gingen oder ihn verprügelten, und es gab auch solche, denen das nicht ungelegen kam, die ihn in solchen Momenten gewaltsam vornüberbeugten und sich dann an ihm vergingen. Nur selten bekamen die Wärter etwas von alledem mit. Die Ärzte aber bemerkten es an Montgomerys Verletzungen. Und daran, wie er körperlich immer weniger wurde.

Lazard Pretorius, ein Hüne an Kraft und Gewicht, weiss, wie gefährlich Schwäche im Knast sein kann. Der 51-Jährige verbringt bereits die längste Zeit seines Lebens in diesem Gefängnis, und es wäre nicht falsch, zu sagen, dass jene kühle Welt hinter kalkweissen Mauern mittlerweile so etwas wie sein Zuhause ist. Jeder in der California Men's Colony kennt ihn, den bulligen, dunkelhäutigen Kerl, der eine tätowierte Träne unter seinem linken Augen trägt, der kaum einmal lacht und der immer ein wenig ernster guckt als all die anderen.

Als Pretorius mit gerade einmal 20 Jahren ins Gefängnis kam, dem elektrischen Stuhl nur aufgrund seines Alters entkommen, nannten sie ihn schnell Ali, angelehnt an Mohammed Ali, die berühmte, ebenso kräftige und oft genauso grimmig dreinblickende Boxlegende. Heute sagen die meisten Gold Coat zu ihm. Gold Coat, Goldjacke, Pretorius hat diesen Namen dem dunkelgelben Hemd zu verdanken, das er trägt, um sich von den anderen Insassen in den hellblauen Sträflingsuniformen zu unterscheiden. Weil er mehr ist als nur ein Häftling, nämlich auch das: Betreuer, Beschützer, Windelwechsler und Zuhörer.

Seit zwei Jahren setzt die California Men's Colony verurteilte Schwerverbrecher wie ihn zur Pflege dementer Insassen ein. Pretorius ist Teil eines weltweit einzigartigen Experiments. Eines Experiments, das Befürworter für revolutionär und Kritiker für mindestens genauso gefährlich halten. Doch es ist eines, auf das heute sämtliche Justizanstalten der USA schauen, weil es den Weg aus ihrem grössten Dilemma ebnen könnte.

Denn Demenzkranke im Knast zu betreuen, ist nicht nur personalaufwändig, es ist auch teuer. Jeder gesunde Häftling kostet den Staat rund 8000 Dollar im Jahr, jeder

pflegebedürftige bis zu zehnmal so viel. Aber während ständig neue Patienten hinzukommen, sind die Kassen der meisten Haftanstalten bereits heute leer. Und die Männer in normale Pflegeeinrichtungen zu überweisen, ist auch keine Lösung. Zu gefährlich, heisst es. Die wenigsten Heime der USA sind bereit, verurteilte Schwerverbrecher oder gar Killer bei sich aufzunehmen, selbst dann nicht, wenn diese dement sind und sich nun so hilflos wie Kleinkinder gebärden.

Als der California Men's Colony die Gelder ausgingen, verfielen die Ärzte der Anstalt aus der Not heraus auf eine Idee, die vielleicht genauso einzigartig wie eigentlich doch naheliegend war: Um demente Insassen nicht komplett sich selbst zu überlassen, bildeten sie mit deren Häftlingsgenossen einfach jene Männer zu Pflegern aus, die sowieso rund um die Uhr bei den Erkrankten waren.

Männer wie Lewis Craston, der vor 26 Jahren in San Diego drei Kinder entführt hatte und diese monatelang in einer Waldhütte gefangen hielt, um eine Bankiersfamilie zu erpressen. Männer wie Ricardo Estevez, der als Drogenboss für seine Geschäfte entlang der mexikanischen Grenze über mindestens fünf Leichen gegangen war. Und auch Männer wie Lazard Pretorius, der eines Tages zwei Menschen erschossen hatte und zum Mörder geworden war.

Sie, die Gold Coats, elf sind es insgesamt, kümmern sich seither nur um die schwersten Fälle wie etwa den alten Mr. Montgomery, den die Anstaltsleitung aus einem anderen Flügel direkt neben Pretorius verlegt hat, damit dieser so oft wie möglich ein Auge auf ihn hat. Pretorius verfügt dafür sogar über den Schlüssel zu seiner eigenen Zelle, aus der er jederzeit herauskann, wenn Montgomery nebenan wieder einmal um Hilfe schreit oder, viel alarmierender, wenn er es wieder einmal viel zu lange nicht tut.

«Wer sich nicht mehr an seinen eigenen Namen erinnert, der vergisst irgendwann auch, zu scheissen oder zu atmen», so drückt Pretorius die leise Ahnung aus, die ihn in jenen Momenten beschleicht, da von nebenan plötzlich kein Gelächter und kein Geschrei und kein wirres Gerede mehr zu hören ist. Erst vor kurzem war es, da schloss er die Zelle auf, um nach dem Rechten zu sehen, und sah, wie der Alte dabei war, das Wasser aus dem Klo zu trinken.

An manchen Tagen sieht Montgomery im Spiegelbild des gleichen Wassers seinen eigenen Bruder, greift mit beiden Armen nach ihm und schreit um Hilfe, weil er ihn einfach nicht aus diesem Ding herausziehen kann. An anderen wartet er in seiner Zelle von frühmorgens bis spätabends auf seine längst verstorbene Mutter, verweigert gar das Essen aus Angst, sie zu verpassen. Pretorius ist dann derjenige, der zu ihm geht

und sagt, seine Mutter werde sich sicher freuen, wenn er schon gegessen habe, bevor sie komme. «Glaubst du wirklich?», fragt Montgomery

dann immer.

Pretorius, der nie zuvor mit einem Alzheimerkranken zu tun hatte und der in seinen 29 Jahren hinter Gittern allenfalls Verantwortung für sich selbst übernahm, hat es sich zur Regel gemacht, den Alten wie ein Kleinkind zu betrachten. Ein Kleinkind, das man vor sich selbst schützen muss, vor anderen Insassen und auch vor den strammen Gefängnisregeln, die genauso für demente Häftlinge gelten: sechs Uhr dreissig Morgenzählung, sechzehn Uhr Abendzählung, antreten zum Hofgang, Schlange stehen vor Sicherheitsschleusen, in der Reihe stehen, in der Reihe marschieren. Das Wichtigste dabei: ja niemals auffällig werden, ja niemals die Nerven verlieren. Es ist eine mechanistische Ordnung, in der individuelle Befindlichkeiten genauso wenig wie Krankheiten ihren Platz haben, und doch: Wie soll sich einer an Regeln und Grenzen halten, dessen Verstand schon lange keine Regeln und Grenzen mehr kennt?

«Die Ärzte meinten: Um Mr. Montgomery irgendwie hier durchzubekommen, muss ich ab jetzt sein Verstand sein», erklärte Pretorius, als er vor ein paar Tagen dessen Zelle aufschloss, um den verwirrten alten Mann zum Duschen abzuholen. Es war ein Mittwochvormittag, Reinigungstag im Knast, die Häftlinge aus dem Zellentrakt G4, allesamt Vergewaltiger und Mörder, waren an der Reihe. Auch Pretorius und Montgomery gehörten dazu. Gemeinsam mit dreissig anderen nur mit Handtüchern bekleideten Männern, jungen und alten, schwarzen und weissen, kräftigen und dünnen, marschierten sie schweigend zum Waschraum. Ein eingespieltes Ritual, jede Woche das Gleiche, für die meisten von ihnen schon seit Jahrzehnten:

Links neben dem Eingang standen zwei metallene Schiebewagen. Auf dem einem legten sie nacheinander ihre Handtücher ab, sodass sie diese später in der selben Reihenfolge wiederfinden konnten. Von dem anderen griff sich jeder ein fingerbreites Stück Seife. Dann ging es zu den Duschen.

Die Waschräume im Knast haben keine Fenster, der Wasserdampf sammelte sich unter der Decke, stand wie dichter Nebel in der Luft, man sah kaum die Hand vor den Augen. Das Reinigen musste trotzdem schnell gehen, fünf Minuten hatte jeder Zeit, mehr nicht. In der Tür standen drei Wärter und achteten wie immer darauf, dass es keine Sekunde länger dauerte.

Jeder wusste das, nur Montgomery nicht. So hilflos, wie er urplötzlich umherblickte, schien er nicht einmal zu wissen, was er in dem grossen, feuchten Raum mit den schimmligen Kacheln eigentlich sollte. Er musste es auf dem Weg dahin vergessen haben. Pretorius nahm ihn an die Hand und zog ihn mit der Vorsicht eines Vaters, der seinem kleinen Jungen das Wasserbaden beibringen will, zu sich unter den Duschstrahl. «Jetzt machen wir uns hier sauber, Mr. Montgomery, Sie kennen das doch.» Montgomery kannte es, aber er erinnerte sich nicht mehr. Das Wasser machte dem alten Mann Angst. Er wich zurück, jammerte, schlug um sich, schrie um Hilfe. Die Wärter reagierten nicht, dumpfe Kommandos wären zwecklos gewesen, der Alte hätte sie doch nicht verstanden. Der Einzige, der reagierte, war Pretorius. Er fing einfach an zu singen, erst ganz leise, dann immer lauter:

Bye bye love, bye bye happiness

Hello loneliness I think I'm gonna cry

Bye bye love bye bye sweet caress

hello emptiness I feel like I could die

Pretorius, der verurteilte Killer, schien jetzt für einen Augenblick beides zu sein: der Vater, der seinen Jungen mit dem Wasser vertraut macht, und gleichzeitig die Mutter, die ihrem Kleinkind vorsingt, damit es aufhört zu weinen. Die anderen Häftlinge drehten sich um und einige lachten, es lag eine Mischung aus Verwunderung und Verachtung in ihrem Blick, aber Pretorius liess sich nicht davon beirren.

There goes my baby with someone new

She sure looks happy I sure am blue

She was my baby till he sepped in

Goodbye to romance that might have been

Sein tiefe, raue, manchmal krächzende Stimme war nicht gerade engelsgleich, aber sie erfüllte ihren Zweck: Der Alte beruhigte sich und summte nun selbst unbeholfen mit, während ihm das heisse Wasser über den Kopf plätscherte und Pretorius, der immer weitersang, ihm jetzt ohne jegliche Gegenwehr mit einem Schwamm den hageren Rücken schrubben konnte. Schon zwei Strophen genügten, damit Montgomery sich ganz in der Melodie verlor und Pretorius so begeistert auf den Mund schaute, als freute er sich über jedes einzelne Wort, das daraus hervorkam.

Bye bye my love goodbye

Bye bye my love goodbye

Es gehe um Schlüssel, sagte Pretorius später, nachdem er Montgomery wieder in seine Zelle begleitet, ihn angezogen, ins Bett gebracht und ein weiteres Mal für ihn gesungen hatte. Biografische Schlüssel. Es könne ein Geruch, eine Foto oder eben eine Melodie sein. «Etwas, das er sein Leben lang geliebt hat und das eine positive Erinnerung in ihm auslöst, damit er in solchen Momenten runterkommt.» Ein kurzes, fast unscheinbares Lächeln zog über Pretorius' sonst so ernstes, meist in tiefe Falten gelegtes Gesicht, als er das sagte, und wie immer schaute er einem dabei kaum in die Augen, sondern unsicher zu Boden. Die Tatsache aber, dass er um Montgomerys Lieblingssong wusste und dass er noch dazu erklären konnte, welche Wirkung dieser Song haben könne, schien ihn für einen Moment mit so etwas wie Stolz zu erfüllen.

Bis Montgomery krank wurde, hatten die beiden beinahe 30 Jahre in demselben Gefängnis verbracht, ohne je ein Wort miteinander zu sprechen. Mittlerweile, nach 16 Monaten als sein Pfleger und Betreuer, als sein engster und einziger Bezugsmensch, weiss Pretorius so ziemlich alles über den Mann, den ein kalifornisches Gericht vor fast vierzig Jahren zu lebenslanger Haft verurteilte, weil er seine eigene Ehefrau

erwürgt und anschliessend mit einer baumarktüblichen Holzsäge in sieben Teile zerlegt hatte.

Pretorius weiss, wie Montgomery am besten einschlafen kann; nicht auf dem Bauch, sondern mit dem Rücken zur Wand. Er weiss, in welcher Reihenfolge Montgomery gerne sein Essen zu sich nimmt; immer nur einen Bissen, dann wieder einen Schluck Milch. Er weiss, dass es Montgomery beruhigt, wenn er einen Fernseher anschauen kann, ganz egal, ob dieser eingeschaltet ist oder nicht. Er weiss, dass es ihn verrückt macht, wenn jemand ihn unangekündigt am Kopf oder an den Füssen berührt. Und er weiss, dass Montgomery über alles den Song «Bye bye Love» der Everly Brothers liebt, weil sich immer ein breites Grinsen über sein Gesicht legt, wenn dieser im Radio läuft.

Dass biografische Schlüssel, ein Begriff aus der Pflegewissenschaft, hilfreiche Mittel sein können, um zu Demenzkranken durchzudringen, das ist etwas, was Pretorius gelernt hat, noch bevor er den Job als Gold Coat antrat. Es stand in den 140-seitigen Unterlagen, welche die Ärzte ihm gegeben hatten, um ihn für seine neue Aufgabe zu schulen. Pretorius musste sich durch diese durcharbeiten, vier Monate lang lesen, üben, auswendig lernen. Am Ende standen die gleichen theoretischen und praktischen Prüfungen auf dem Programm, welche auch normale Krankenpfleger während ihrer Ausbildung zu bestehen haben. Andere Insassen, die keine Sexualstraftaten begangen hatten, sich im Gefängnisalltag als zuverlässig bewährt hatten und seit mindestens zehn Jahren eine blütenweisse Vollzugsakte vorweisen konnten, durften ebenfalls daran teilnehmen.

Doch die wenigsten, nur etwa ein Dutzend, erreichten in den Tests genügend Punkte, um als Pflegekräfte in Betracht zu kommen. Pretorius aber schloss alle Prüfungen als Bester ab. An seiner Lernbereitschaft und an seinem Intellekt hatten die Ärzte ohnehin keinen Zweifel. Nur ob sie ausgerechnet ihm, der schon zwei Menschenleben auf dem Gewissen hatte, noch ein weiteres anvertrauen sollten, da waren sie sich nicht so sicher.

Pretorius war gerade volljährig geworden, als er einen Jungen und ein Mädchen, ein gleichaltriges Liebespaar, brutal erschoss. Zweiundzwanzig Mal feuerte er auf sie,

in Brust, Beine, Arme, allein zehn Mal in die Köpfe der Opfer, so lange, bis nichts mehr von ihren Gesichtern übrig blieb. Eine Motiv hatte er nicht, er soll das Paar nicht einmal gekannt haben. Vielleicht war es Wut, vielleicht war es einfach nur die eigene Leere.

Pretorius wuchs in Compton südlich von Los Angeles auf. Damals wie heute ein ebenso berüchtigter wie verlorener Ort. Wer in Compton lebt, wird im Schnitt nur gerade 25 Jahre alt, nirgendwo sonst in den USA wird so viel gemordet. In den achtziger Jahren war es nicht anders, schon damals hatten dort vor allem Dealer und Drogenbanden das Sagen. Pretorius war einer der wenigen schwarzen Jungs der Stadt, die nicht in einer Gang waren. Er wollte etwas aus sich machen, ging regelmässig zur Schule, machte schon mit 17 seinen Highschool-Abschluss. Der Bruch in seinem Leben kam eines Tages beim Besuch eines Supermarktes, als seine beiden Eltern, der Busfahrer Sidney und die einfache Büroangestellte Gloria, während eines Raubüberfalls von zwei maskierten Jugendlichen vor seinen Augen mit einer Pistole hingerichtet wurden.

Man muss all dies nachlesen, es steht in seiner Akte. Pretorius würde nicht von sich aus davon erzählen. Er will es nicht als Erklärung nehmen. Nicht dafür, dass er vom College flog und sein Leben ausser Kontrolle geriet. Und erst recht nicht dafür, dass er drei Jahre später selbst zum Mörder wurde.

«Viele Menschen verlieren ihre Eltern», sagt Pretorius. «Aber wie viele von ihnen würden deshalb selbst andere Menschen töten?» Pretorius wurde am 24. April 1983 des doppelten Mordes schuldig gesprochen. Zweimal lebenslänglich, lautete das Urteil. Die Geschworenen des Bezirksgerichts von Los Angeles-Inglewood bezeichneten seine Tat als kaltblütig. So kaltblütig, dass er nie wieder ein freier Mann sein sollte. 29 Jahre und zwei Wochen später, es war ein Samstag, drei Tage vor seinem 50. Geburtstag, Pretorius hat es sich in einem kleinen Buch genau notiert, öffneten zwei Wärter seine Zellentür, und Gefängnisleiter Lieutenant Jack Spears, ein grossgewachsener Mann in breitschultriger Militäruniform, sowie Dr. Cheryl Steed, die zierliche, auffallend rothaarige Chefspsychologin der Anstalt, traten ein. Sie waren gekommen, um Pretorius, der nie wieder eine Gefahr für andere Menschen werden sollte, um Hilfe für einen anderen Menschen zu bitten. Es ging um Montgomery. Dr.

Steed, an deren überraschend kräftigen Händedruck sich Pretorius noch heute erinnert – es war das erste und einzige Mal, dass ihm jemand vom Anstaltspersonal die Hand gab – sprach viel von Vertrauen, und sie sprach auch von einer Chance. Von der Chance, sich zu bewähren. Nicht für die Akten, nicht als Gefangener, der eines Tages freikommen könnte. Nur vor sich selbst. In der Gefängnis-Therapie hatte Pretorius einen reflektierten und aufgeräumten Eindruck hinterlassen, immer wieder von Reue gesprochen. Vielleicht haben Steed und der Gefängnisleiter ihm geglaubt. Vielleicht hatten sie aber auch einfach keine andere Wahl, wollten sie einen Häftling wie Montgomery nicht dem gleichen Elend überlassen, das Demenzkranke ihrer sicheren Vermutung nach in anderen Haftanstalten ereilt.

Ein Sprecher der Justizverwaltung von Wisconsin verstieg sich vor einigen Monaten im amerikanischen Fernsehen zu der Aussage, in seinem Gliedstaat gebe es keine dementen und somit pflegebedürftigen Häftlinge. Als sei die Krankheit ein regionales Phänomen. Auch in Colorada, Arizona, New Mexico und einem Dutzend weiteren Gliedstaaten ist die Zahl dementer Insassen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung auffallend gering. Und das, obwohl die meisten Straftäter mit Vorerkrankungen wie Schädeltraumata, Depressionen oder HIV zur absoluten Risikogruppe gehören.

Für Steed, die Psychologin, ist die Sache klar: Weil demente Häftlinge trotz überfüllten Gefängnissen bis heute nur in den seltensten Fällen begnadigt würden, seien jene Haftanstalten, die sich keine Pflege mehr leisten könnten, gezwungen, ihre Erkrankten zu ignorieren, sie totzuschweigen. Und zwar buchstäblich. Steeds Büro ist ein karger Raum im zweiten Stock des Verwaltungstrakts der California Men's Colony, nur hundert Meter Luftlinie von den Zellenflügeln entfernt. Durch das doppelt verglaste Fenster fällt der Blick auf den mit Gras bewachsenen Innenhof des Gefängnisses, wo gegen Mittag Hunderte Häftlinge in der Sonne liegen, in kleinen Gruppen spazieren gehen oder Gewichte stemmen. In den gesamten USA leiden heute 5,5 Millionen Menschen an Demenz, bis 2040 werden es laut Experten doppelt so viele sein, und in Gefängnissen wie der California Men's Colony, wo Häftlinge über Jahrzehnte kaum geistig beansprucht werden, dürfte sich die Zahl der Erkrankten gar verdreifachen. Steed kennt diese Zahlen, sie schaut nach draussen und scheint für

einen Moment innezuhalten. Dann sagt sie: «Die meisten Männer sollten eigentlich gar nicht mehr hier sein.» Dass es mittlerweile unmöglich sei, alle Häftlinge zu versorgen, habe vor allem damit zu tun, dass die obersten Gerichte in den siebziger und achtziger Jahren auch lebenslange Freiheitsstrafen für nichtgewaltsame Verbrechen vergeben hätten. «Straftäter sollten in der Zelle darben, bis sie starben, Hauptsache, die Gesellschaft schien geschützt.» Nur dass sich das Justizsystem damit eines Tages auch die Betreuung zahlloser alterskranker Menschen aufhalsen würde, das habe damals keiner bedacht. Auch die elf Gold Coats der California Men's Colony erscheinen dagegen bis jetzt wie ein Tropfen auf den heißen Stein, das weiss Steed, aber sie nennt es einen Anfang. Gemeinsam mit den Ärzten hat sie das Programm entwickelt. Häftlinge, die andere Häftlinge versorgen, die Ausbildung zu professionellen Pflegern, sogar die gelben Sträflingsjacken, all das war einmal ihre Idee. Eine Idee, derentwegen schon zwei Dutzend Justizvertreter anderer Gliedstaaten die Anstalt besuchten, um sich selbst ein Bild zu machen, und jedes Mal ging es dabei vor allem um eine Frage. Die Frage, ob man so kaltblütigen Gewaltverbrechern wie Pretorius wirklich vertrauen könne.

Bisher, antwortet Steed darauf dann immer, habe sie keiner der Männer enttäuscht. Aber man dürfe sich nichts vormachen, nicht ein Häftling sei ohne Grund hier eingesperrt, und doch: Das Programm hilft nicht nur den Kranken, es soll auch den Pflegenden helfen.

Zehn Tage zuvor hatte Pretorius wieder einmal Montgomerys vollgepisste Zelle geputzt. Der beissende Gestank schlug einem bereits auf dem Gefängnisflur entgegen. Als Pretorius die Tür öffnete, um nach dem Rechten zu sehen, stand Montgomery mit beiden Beinen in seinem eigenen Urin und starrte auf den Fernseher, der wie immer ausgeschaltet war.

«Scheisse, Mr. Montgomery, was für eine Sauerei!»

Der Alte drehte sich um und fragte, ob es schon Essen gebe.

«Essen? Nein, jetzt müssen wir erst mal hier sauber machen», sagte Pretorius, schob Montgomery beiseite, hob ihn mit der nassen Hose auf die Pritsche und versuchte, seinen Ärger irgendwie hinunterzuschlucken.

«Das war nicht gut, Mr. Montgomery. Jetzt müssen wir hier alles wieder ausräumen.»

Montgomery schien nichts davon zu verstehen. Er kratzte sich nur an der Stirn, beugte seinen Kopf leicht zur Seite, starrte ihn mit grossen Augen an. Unmöglich zu sagen, ob Angst oder Begeisterung in seinem Blick lag, während Pretorius längst dabei war, mit Papiertüchern den Boden zu wischen.

Nachdem er die gesamte Zelle ausgeräumt, den Boden zweimal mit heissem Wasser und reichlich Kernseife geschrubbt und anschliessend wieder alles so sorgsam eingeräumt hatte, dass Montgomery seine geliebten Zinnfiguren problemlos auf dem kleinen Beistelltisch neben seinem Bett wiederfinden konnte, atmete er tief durch, beugte sich zu Montgomery hinunter und deutete mit dem Finger auf den roten Pfeil, den er eines Tages für den Alten an die Wand gemalt hatte.

«Sehen Sie diesen Pfeil, der genau auf die Toilette darunter zeigt? Das bedeutet, dass das die Toilette ist, okay? Wenn Sie scheissen oder pissen müssen, dann versuchen Sie bitte, das auf der Toilette zu machen und nicht hier irgendwo im Raum. Nicht hier im Raum, okay? Das wissen Sie doch.» Montgomery nickte.

Vor zwei Jahren noch hätte Pretorius sich nicht vorstellen können, einem anderen Mann die Fussnägel zu schneiden oder die Zähne zu putzen. Im Leben hätte er nicht daran gedacht, fremden Urin vom Boden aufzuwischen. Wer als Gold Coat arbeitet, verdient 50 Dollar im Monat, 10 Dollar mehr als in der Wäscherei oder in der Küche, aber das war, so sagt er, nie der Grund für ihn, diesen Job zu machen. An seiner eigenen kahlen Zellenwand steht ein zweizeiliges Zitat von Hermann Hesse. Wir verlangen, das Leben müsse einen Sinn haben – aber es hat nur ganz genau so viel Sinn, als wir selber ihm zu geben imstande sind. Pretorius hat diesen Satz vor etwa zwei Jahren mit orangefarbener Kreide und in grossen Buchstaben an die Wand geschrieben. Er schaut heute jeden Morgen darauf, wenn er das gelbe, verwaschene Hemd mit dem blaubestickten Kürzel GC von den Wärtern entgegennimmt, es wie eine kostbare Gabe auseinanderfaltet und dann vorsichtig erst über den Kopf und dann über die Arme streift.

Sinn, das ist ein grosses Wort hier im Knast. Die meisten reden darüber, aber die wenigsten finden ihn. Pretorius weiss, dass es für ihn keine Chance auf Begnadigung gibt, keine Hoffnung mehr, eines Tages ausserhalb der kalkweissen, mit meterhohem Stacheldraht überzogenen Gefängnismauern, welche seit einer Ewigkeit seinen Horizont bedeuten, zu sterben. Welchen Sinn also hat ein Leben in einer eingemauerten Welt, in der ein Tag dem anderen gleicht und in der einem nichts anderes übrig bleibt, als auf sein eigenes Ende hin zu funktionieren?

Vor einigen Wochen liess Psychologin Steed Papierblätter in den Zellen verteilen, auf welche die Gold Coats schreiben sollten, warum sie als Pfleger arbeiten. Craston, jener Mann, der wegen Kindesentführung und Erpressung im Knast sitzt, teilte der Ärztin mit, es sei gut, eine echte Aufgabe zu haben, und dass er hoffe, die gleiche Hilfe zu bekommen, falls er selbst eines Tages erkranken sollte. Estevez, der frühere Drogenhändler, notierte, er könne durch die Arbeit manchmal die eigene Schuld vergessen und habe zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, wirklich gebraucht zu werden.

Pretorius schrieb nur das: «Danke, dass ich mich wieder als Mensch fühlen darf.»